

DAVID  
BALDACCİ

*Die* VERSUCHUNG  
Roman

BASTEI  
LÜBBE



Von David Baldacci sind bei Bastei Lübbe Taschenbücher erschienen:

- 12 763 Der Präsident (Absolute Power)
- 12 976 Das Labyrinth (Total Control)
- 14 348 Die Versuchung
- 14 626 Die Wahrheit
- 14 715 Die Verschwörung
- 15 117 Das Versprechen
- 15 290 Der Abgrund
- 15 398 Das Geschenk
- 15 500 Im Bruchteil der Sekunde
- 15 793 Mit jedem Schlag der Stunde

### *Über den Autor*

David Baldacci, geboren 1960, lebt in der Nähe von Washington, D.C. Er war Strafverteidiger und Wirtschaftsjurist, bevor er mit *Der Präsident* (verfilmt als *Absolute Power*) seinen ersten Weltbestseller schrieb. Seine Bücher wurden in über 40 Sprachen übersetzt und in mehr als 80 Länder verkauft, mit einer Gesamtauflage von 65 Millionen Exemplaren. David Baldacci ist Botschafter für die National Multiple Sclerosis Society, engagiert sich für zahlreiche soziale Einrichtungen und hat selbst mit seiner Familie die Wish You Well Foundation, eine Stiftung zur Förderung des Lesens, eingerichtet.

**DAVID  
BALDACCI**  
*Die* **VERSUCHUNG**

---

Aus dem Amerikanischen von  
Edda Petri



BASTEI-TASCHENBUCH  
Band 14 348

1. Auflage: Mai 2000
2. Auflage: Juni 2000
3. Auflage: Juli 2000
4. Auflage: August 2000
5. Auflage: Oktober 2000
6. Auflage: September 2001
7. Auflage: Oktober 2002
8. Auflage: Juni 2004
9. Auflage: Juli 2006
10. Auflage: August 2008

Vollständige Taschenbuchausgabe  
der im Gustav Lübbe Verlag erschienenen Hardcoverausgabe

Bastei Lübbe Taschenbücher  
in der Verlagsgruppe Lübbe

Titel der englischen Originalausgabe: THE WINNER

© 1997 by Columbus Rose, Ltd.

© für die deutsche Ausgabe 1998 by

Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Unter Verwendung eines Fotos von Jaume Gual, Mauritius

Satz: Agentur Bosbach, Köln

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-404-14348-1

<p>Sie finden uns im Internet unter <a href="http://www.luebbe.de">www.luebbe.de</a> Bitte besuchen Sie auch: <a href="http://www.lesejury.de">www.lesejury.de</a></p>
--

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich  
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Für Collin,  
meinen Kameraden,  
meinen Jungen,  
meinen Sohn



## DANKSAGUNG

Mein Dank gilt Michelle, die dafür gesorgt hat, daß alles weiterlief, während ich in meiner Traumwelt weilte.

Jennifer Steinberg danke ich für ihre Forschungsarbeit, die so überragend war wie immer.

An Steve Jennings geht mein Dank für sein stets scharfes Auge als Lektor.

Carl Patton, meinem Lieblingsbuchhalter, und Tom DePont von der NationsBank möchte ich für die dringend erforderliche Hilfe bei komplizierten steuertechnischen Fragen danken, die in diesem Roman eine Rolle spielen.

Larry Kirschbaum, Maureen Egen und den anderen Mitgliedern der Warner-Crew danke ich für ihre großartige Unterstützung – und schlicht und einfach deshalb, weil sie gute Menschen sind.

Mein Dank gilt auch Aaron Priest, der für mich Seher, Mentor und – allem voran – mein Freund ist.

Frances Jalet-Miller danke ich, weil sie die Geschichte wieder einmal unschätzbar verbessert hat.

Und last, not least geht ein Dankeschön an meine anderen Familienangehörigen und an alle meine anderen Freunde für ihre immerwährende Liebe und Unterstützung.



# ERSTER TEIL

## KAPITEL 1

Jackson ließ den Blick über die lange Passage des Einkaufszentrums schweifen. Abgehetzte Mütter schoben Kinderwagen vor sich her. Eine Gruppe Senioren schlenderte an den Läden vorüber, um sich Bewegung zu verschaffen und zu plaudern. Der kräftig gebaute, untersetzte Jackson, in einen grauen Nadelstreifenanzug gekleidet, blickte gespannt zum Nordeingang des Einkaufszentrums. Der Bus hielt direkt davor; also würde die Frau zweifellos diesen Eingang benutzen. Jackson wußte, daß sie keine andere Fahrtmöglichkeit als den Bus hatte. Der Pickup ihres Lebensgefährten war wieder einmal beschlagnahmt – zum viertenmal in ebensovielen Monaten. Langsam muß ihr das doch zum Hals heraushängen, dachte Jackson. Die Bushaltestelle befand sich an der Hauptstraße. Die Frau mußte ungefähr eine Meile zu Fuß gehen, um dorthin zu kommen, aber das tat sie öfter. Was blieb ihr auch anderes übrig? Und das Baby würde bei ihr sein. Sie würde es niemals bei ihrem Freund lassen, da war Jackson ganz sicher.

Den Namen – Jackson – behielt er bei all seinen geschäftlichen Transaktionen bei, doch sein Aussehen würde sich im nächsten Monat dramatisch ändern. Bald würde er nicht mehr der untersetzte Mann mittleren Alters sein wie jetzt. Die Gesichtszüge würden wieder einmal verändert werden; vermutlich würde er an Gewicht verlieren, etwas größer oder kleiner werden, und das Haar würde anders aussehen. Mann oder Frau? Älter oder jünger? Oft wählte Jackson für

seine neue Identität Menschen, die er kannte, und nahm sie entweder insgesamt zum Vorbild, oder er wählte bestimmte Bestandteile ihrer Persönlichkeit aus, die dann so sorgfältig verwoben wurden, daß sie ein perfektes Einzelstück aus feinstem Stoff ergaben. In der Schule war Biologie Jacksons Lieblingsfach gewesen. Hermaphroditen, die seltensten Exemplare in der Vielfalt der Arten, hatten ihn stets fasziniert. Er lächelte bei dem Gedanken an diese großartigste Doppel-form in der Natur.

Jackson hatte an einer renommierten Universität an der Ostküste eine erstklassige Ausbildung genossen. Durch die Verknüpfung seiner Liebe zur Schauspielkunst mit der natürlichen Begabung für Naturwissenschaften und Chemie war ihm die seltene Kombination gelungen, sowohl Chemie als auch Schauspielerei als Hauptfächer zu studieren. Morgens saß er über dicke Wälzer mit komplizierten Formeln gebeugt oder vor übelriechenden Mixturen im Labor der Universität, und abends stürzte er sich mit Feuereifer in die Aufführung eines Klassikers von Tennessee Williams oder Arthur Miller.

Das Wissen, das er sich damals erworben hatte, war ihm nun sehr von Nutzen. Er wünschte sich, seine Kommilitonen könnten ihn jetzt sehen.

Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn, was gut zu seiner derzeitigen Rolle paßte – ein Mann in mittleren Jahren, etwas zu dick und wegen der vorwiegend sitzenden Tätigkeit außer Form. Jackson lächelte. Das Schwitzen, diese körperliche Reaktion, befriedigte ihn ungemein, obgleich sie nicht nur durch seine innere Erregung, sondern auch durch die Isolierschicht des dicken Futters hervorgerufen wurde, das er trug, um seinem drahtigen Körper die für seine jetzige Rolle erforderliche Belebtheit zu verschaffen. Doch es war noch mehr als das: Jackson war stolz darauf, stets so vollkommen zu der Person zu werden, die zu sein er vorgab, daß selbst die verschiedenen chemisch-biologischen Reaktio-

nen des Körpers seinem jeweiligen Äußeren entsprechend abliefen.

Normalerweise besuchte er keine Einkaufszentren. Sein persönlicher Geschmack war weitaus gehobener. Doch seine Kundschaft fühlte sich in einer solchen Umgebung am wohlsten, und bei Jacksons Tätigkeit war es überaus wichtig, daß die Leute sich wohl fühlten. Bei den Gesprächen mit ihm gerieten sie allerdings leicht aus der Fassung, manchmal auch in negativer Hinsicht. Mitunter waren die Gespräche so lebhaft geworden, daß Jackson blitzschnell hatte improvisieren müssen.

Als er daran dachte, mußte er wieder lächeln. Doch der Erfolg sprach für sich. Er ging jetzt auf die Tausendermarke zu. Doch schon ein einziger Mißerfolg konnte den makellosen Rekord zunichte machen. Jacksons Lächeln schwand schlagartig. Töten war nie eine angenehme Erfahrung. Es war selten gerechtfertigt, aber wenn doch, mußte man es einfach hinter sich bringen und weitermachen. Aus mehreren Gründen hoffte Jackson, das heutige Treffen würde nicht zu einem derartigen Ergebnis führen.

Sorgfältig tupfte er sich die Stirn mit einem Taschentuch ab und zupfte die Manschetten zurecht. Dann glättete er eine kaum sichtbar verrutschte Strähne der gepflegten Perücke aus synthetischem Haar. Sein echtes Haar wurde von einer straffen Kappe aus Latex an den Kopf gepreßt.

Er öffnete die Tür zu dem kleinen Raum, den er im Einkaufszentrum gemietet hatte, und trat ein. Alles war sauber und ordentlich. Eigentlich zu ordentlich, dachte er plötzlich, als er das Innere betrachtete. Es sah nicht so aus, als würde hier tatsächlich gearbeitet.

Die Empfangsdame saß hinter dem billigen Metallschreibtisch und blickte zu ihm auf. Gemäß den zuvor von Jackson erteilten Anweisungen machte sie gar nicht erst den Versuch, ihn anzusprechen. Sie hatte keine Ahnung, wer er war oder weshalb sie hier war. Sobald Jacksons Gesprächspartner

eintraf, sollte die Frau verschwinden. Kurz darauf würde sie in einem Bus sitzen und die Stadt verlassen, mit einer großzügigen Entlohnung für ihren minimalen Arbeitsaufwand. Jackson würdigte die Frau keines Blickes. Sie war lediglich eine Kulisse in seiner neuesten Aufführung.

Das Telefon stand schweigend vor ihr, die Schreibmaschine daneben sah unbenutzt aus. Ja, alles zu steril, dachte Jackson. Er sah einen Stapel Papiere auf dem Schreibtisch vor der Empfangsdame. Mit raschen Bewegungen breitete er einige Blätter auf der Schreibtischplatte aus. Dann verschob er das Telefon ein bißchen und spannte ein Blatt Papier in die Maschine, indem er ein paarmal den ratschenden Drehknopf betätigte.

Jackson betrachtete sein Werk und seufzte. Man konnte nicht an alles gleichzeitig denken.

Er ging durch die kleine Rezeption nach hinten, bog nach rechts ab und öffnete die Tür zu dem winzigen Büro. Er setzte sich hinter den verkratzten Holzschreibtisch. Von dem kleinen Fernseher in der Ecke des Zimmers starrte ihm der leere Bildschirm entgegen.

Jackson nahm eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche und steckte sich eine an. Dann lehnte er sich im Stuhl zurück und versuchte sich trotz des ständigen Adrenalinausstoßes zu entspannen. Er strich sich über den dünnen dunklen, ebenfalls künstlichen Schnurrbart. Die synthetischen Fasern waren auf einen Streifen feinsten Gaze geknüpft und mit einem Hauch Gummi auf die Haut geklebt. Auch Jacksons Nase war verändert. Mit Hilfe von Plastikmasse hatte er aus seiner schmalen, geraden Nase einen dicklichen Riechkolben geschaffen. Das Muttermal neben der Nasenwurzel war ebenfalls eine Fälschung: eine Mischung aus Gelatine und Luzernensamen, in heißem Wasser aufgelöst. Acrylkronen bedeckten seine geraden Zähne, so daß sie unregelmäßig und ungepflegt aussahen. Selbst ein zufälliger Beobachter würde sich an all diese vorgetäuschten Merkmale erinnern.

Waren sie erst entfernt, löste Jackson sich buchstäblich in Luft auf. Was mehr konnte jemand sich wünschen, der voll und ganz in illegalen Geschäften verstrickt war?

Und bald – wenn diese Sache hier nach Plan lief – würde alles von neuem beginnen. Jedesmal war es ein bißchen anders, aber das war ja das Spannende: das Nicht-Wissen. Jackson schaute auf die Uhr. Ja, sehr bald. Er erwartete ein äußerst produktives Gespräch, das für beide Seiten vorteilhaft verlaufen würde.

Jackson mußte LuAnn Tyler nur eine Frage stellen. Eine einfache Frage, deren Beantwortung jedoch sehr komplexe und weitreichende Auswirkungen haben konnte. Aufgrund seiner Erfahrung war Jackson sich der Antwort gewiß, aber man wußte ja nie. Er hoffte inständig – um der Frau willen –, daß sie die richtige geben würde. Denn es gab nur eine einzige »richtige« Antwort.

Und was, wenn sie nein sagte? Nun, dann würde das Baby nie Gelegenheit haben, die Mutter kennenzulernen, weil es dann zur Waise würde.

Jackson schmetterte die Hand auf die Schreibtischplatte. Die Frau würde ja sagen. Alle anderen hatten es auch getan. Er schüttelte heftig den Kopf, als er alles noch einmal überdachte. Er würde ihr die Sache klarmachen, würde sie von der unausweichlichen Logik überzeugen, daß sie sich mit ihm zusammentun mußte. Er würde ihr erklären, auf welche Weise sich alles für sie verändern würde. Mehr als sie sich vorstellen konnte. Mehr als sie sich jemals erhoffen durfte. Wie konnte sie da nein sagen? Es war ein Angebot, das niemand ausschlagen konnte.

Falls sie kam. Jackson rieb sich mit dem Handrücken die Wange und nahm einen tiefen Zug an der Zigarette. Dann starrte er abwesend auf einen Nagelkopf in der Wand. Nein, der Gedanke war einfach absurd. Sie würde kommen.

## KAPITEL 2

Der scharfe Wind pfiß über die schmale unbefestigte Straße und durch den dichten Wald. Die Straße machte eine plötzliche Kehre nach Norden, um dann ebenso plötzlich in östlicher Richtung abzufallen. Hinter einer Anhöhe waren weitere Bäume zu sehen. Manche waren von Wind, Wetter oder Krankheit gekrümmt und wirkten wie schmerzgepeinigte Gestalten. Die meisten jedoch standen kerzengerade da und breiteten ihre Äste mit dichten grünen Blättern aus. Links von der Straße hätte ein aufmerksamer Betrachter eine halbkreisförmige Lichtung erblickt, die von Schlamm und frischem Frühlingsgras bedeckt war. In die natürliche Umgebung auf dieser Lichtung fügten sich überdies verrostete Motorblöcke ein, Abfallhaufen, ein kleiner Berg leergetrunkenener Bierdosen, weggeworfene Möbel und jede Menge anderer Schrott. Wenn der Schnee alles bedeckte, wirkte es wie eine Ausstellung visueller Kunstobjekte. Ansonsten machten sich hier Schlangen und andere Geschöpfe breit, sobald die Minusgrade nach Norden wanderten.

Direkt in der Mitte dieser halbkreisförmigen Insel stand auf einem bröckelnden Fundament aus Hohlziegeln ein kurzer, breiter Wohnwagen. Die einzige Verbindung mit dem Rest der Welt schienen die Strom- und Telefonleitungen zu sein, die sich von den schiefen Masten an der Straße bis zu einer Seite des Wohnwagens spannten. Diese Behausung inmitten des Nirgendwo war eine ausgesprochene Beleidigung für das Auge. Die Bewohner hätten dieser Beschreibung

zugestimmt: Auch auf sie traf die Bezeichnung »mitten im Nirgendwo« zu.

Im Wohnwagen betrachtete LuAnn Tyler sich in dem kleinen Spiegel, den sie auf der windschiefen Kommode aufgestellt hatte. Sie hielt das Gesicht nicht nur deshalb in einem ungewöhnlichen Winkel, weil das Möbelstück wegen eines abgebrochenen Beins schief stand, sondern auch, weil der Spiegel gesprungen war. Wie zarte Zweige zogen sich Schlangenlinien von der Mitte des Glases nach außen. Hätte LuAnn direkt in den Spiegel geschaut, hätte sie nicht eines, sondern drei Gesichter gesehen.

LuAnn lächelte nicht, als sie sich betrachtete. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals über ihr Aussehen gelächelt zu haben. Ihr Aussehen war ihr einziges Kapital – das hatte man ihr eingehämmert, solange sie zurückdenken konnte. Allerdings hätten die Zähne einiger Korrekturen bedurft. Daß sie nie eine Zahnarztpraxis betreten hatte und mit Quellwasser ohne Fluorzusatz aufgewachsen war, hatte zu diesem Mißstand beigetragen.

»Schwachkopf«, hatte ihr Vater Benny sie immer genannt. War sie wirklich ein Schwachkopf? Oder hatte sie bloß keine Gelegenheit, ihren Verstand zu benutzen? Über dieses Thema hatte LuAnn nie eingehend mit ihrem Vater gesprochen, der nun schon fünf Jahre tot war. LuAnnes Mutter Joy war vor fast drei Jahren gestorben, und nie war Joy so glücklich gewesen wie nach dem Tod ihres Mannes. Inzwischen hätte LuAnn die Meinung des Vaters über ihren Mangel an Intelligenz eigentlich längst vergessen haben müssen, doch kleine Mädchen glauben meist vorbehaltlos, was ihr Daddy ihnen sagt.

LuAnn blickte zur Uhr an der Wand. Es war der einzige Gegenstand, den sie von ihrer Mutter besaß. Eine Art Familienerbstück, da Joy Tyler diese Uhr von ihrer Mutter am Tag der Hochzeit mit Benny bekommen hatte. Sie war nichts wert. In jedem Pfandhaus hätte man sie für zehn Dollar kau-

fen können. Doch für LuAnn war die Uhr ein Schatz. Als kleines Mädchen hatte sie bis tief in die Nacht dem langsamen, gleichmäßigen Ticken gelauscht. Sie wußte, daß diese Uhr immer da sein würde, auch inmitten der Dunkelheit, und sie in den Schlaf begleitete, um sie am Morgen wieder zu begrüßen. Als LuAnn aufwuchs, war diese Uhr eines der wenigen Dinge in ihrem Leben gewesen, an die sie sich stets hatte klammern können. Eine Zuflucht, ein Hafen – um so mehr, als die Uhr ihrer Großmutter gehört hatte, einer Frau, die LuAnn angebetet hatte. Wenn die Uhr in ihrer Nähe war, hatte sie das Gefühl, auch die Großmutter sei ständig bei ihr. Im Laufe der Jahre hatte das Werk sich abgenützt, so daß die Uhr einzigartige Töne hervorbrachte. Sie hatte LuAnn durch mehr schlechte als gute Zeiten begleitet und den Takt dazu geschlagen. Kurz bevor Joy Tyler gestorben war, hatte sie LuAnn aufgefordert, die Uhr zu nehmen und sie gut zu bewahren. Und jetzt würde LuAnn sie für ihre Tochter aufbewahren.

LuAnn kämmte ihr dichtes kastanienfarbenes Haar zurück, versuchte es zu einem Knoten zu binden und flocht es dann zu einem kunstvollen Zopf. Da ihr weder das eine noch das andere gefiel, türmte sie ihre Haarpracht zu einer Hochfrisur auf und steckte sie mit zahllosen Nadeln fest. Dabei drehte sie mehrmals den Kopf, um ihr Werk zu betrachten. Da LuAnn eins fünfundsechzig groß war, mußte sie sich bücken, um sich im Spiegel sehen zu können.

Alle paar Sekunden schaute sie zu dem kleinen Bündel auf dem Stuhl neben ihr. Sie lächelte, als sie die winzigen schläfrigen Augen, die gespitzten Lippen, die Pausbäckchen und die kleinen Fäuste betrachtete. Ihre Tochter war acht Monate alt und wuchs schnell. Sie war bereits im Krabbelalter und hatte schon die ersten, schwankenden Schritte eines Kleinkindes gemacht – einer vor, zwei zurück. Bald würde sie laufen können.

LuAnns Lächeln schwand, als sie sich umschaute. Lange würde Lisa nicht brauchen, um die Grenzen dieser Behau-

sung zu erkunden. Trotz LuAnns sorgfältigem Bemühen, alles sauberzuhalten, glich das Innere des Wohnwagens dank der Wutausbrüche des Mannes, der ausgestreckt auf dem Bett lag, sehr der Umgebung draußen. Duane Harvey war um vier Uhr morgens durch die Tür getaumelt, hatte sich ausgezogen und aufs Bett geworfen. Nun lag er regungslos dort, zuckte und grunzte nur hin und wieder.

LuAnn dachte sehnsüchtig an einen Abend zurück, als ihre Beziehung noch ziemlich neu und aufregend gewesen war. Damals war Duane nicht betrunken heimgekommen. Lisa war das Ergebnis. Für einen Moment glitzerten Tränen in LuAnns hellen Augen. Sie hatte weder Zeit noch Mitleid für Tränen, vor allem nicht für ihre eigenen. Mit zwanzig Jahren, ging es ihr durch den Kopf, habe ich schon so viele Tränen vergossen, daß es für den Rest meines Lebens reichen müßte.

Sie wandte sich wieder dem Spiegel zu. Mit einer Hand spielte sie mit Lisas winziger Faust, mit der anderen zog sie sämtliche Haarnadeln heraus. Sie strich sich die Haare zurück und ließ den Pony lose über die hohe Stirn fallen. So hatte sie das Haar in der Schule getragen, jedenfalls in der siebten Klasse, als sie wie viele ihrer Klassenkameraden von der Schule abgegangen war, um auf dem Land bezahlte Arbeit zu suchen. Sie alle hatten geglaubt – fälschlicherweise, wie sich herausstellte –, eine volle Lohntüte sei bei weitem besser, als einen Tag länger in der Schule herumzusitzen. Doch LuAnn hatte kaum eine andere Wahl gehabt. Mit der Hälfte ihres Lohnes half sie ihren chronisch arbeitslosen Eltern. Die andere Hälfte ging für Dinge drauf, die die Eltern ihr nicht geben konnten: Essen und Kleidung.

Sie behielt Duane vorsichtig im Auge, als sie ihren abgetragenen Bademantel öffnete und den nackten Körper entblößte. Da Duane kein Lebenszeichen von sich gab, zog sie rasch die Unterwäsche an. Als LuAnne herangewachsen war, hatten die Jungen in der Gegend sich förmlich die Augen

nach ihrem aufblühenden Körper ausgeguckt und sich danach gesehnt, richtige Männer zu sein, noch ehe die natürliche Ordnung der Dinge ihnen offiziell den Eintritt in die Welt des Sex gestattete.

LuAnn Tyler, zukünftiger Filmstar oder Supermodel. Viele Einwohner im Rikersville County, Georgia, hatten sich eingehend mit dem Thema LuAnn beschäftigt und ihr das volle Gewicht dieser Titel aufgebürdet, die zu den höchsten Erwartungen Anlaß gaben. Lange würde dieses Mädchen nicht wie alle anderen hier leben, das sei klar zu sehen, verkündeten die fetten, faltengesichtigen Frauen, die auf den breiten, verfallenen Veranden ihrer Häuser über LuAnn zu Gericht saßen, und niemand widersprach ihnen. LuAnns natürliche Schönheit würde ihr nichts Geringeres einbringen als den glänzendsten aller Blechorden. Für die Leute in der Gegend war sie eine strahlende Hoffnung. New York, oder vielleicht Los Angeles, würde »ihre« LuAnn rufen. Es war nur eine Frage der Zeit.

Doch sie war immer noch hier, immer noch in demselben County, in dem sie ihr ganzes Leben verbracht hatte. Irgendwie war sie eine Enttäuschung – wenngleich sie vor kurzem noch ein Teenager gewesen war –, obwohl sie nie eine Chance gehabt hatte, eines ihrer Ziele zu verwirklichen. Sie wußte, daß die Leute in der Stadt überrascht gewesen wären, hätten sie gewußt, daß LuAnns Ehrgeiz nicht darauf zielte, nackt im Bett neben Hollywoods »Mann des Monats« zu liegen oder einem schaulustigen Publikum die neuesten Kreationen der Haute Couture auf dem Laufsteg vorzuführen. Doch jetzt, als sie den Büstenhalter zumachte, kam ihr der Gedanke, daß es gar nicht so übel sein müsse, für tausend Dollar am Tag die neueste Mode zu tragen.

Ihr Gesicht. Und ihr Körper. Auch über diese Attribute hatte ihr Vater oft gesprochen. Als »üppig« hatte er ihren Körper bezeichnet, als »verführerisch«, als wäre er ein von ihrem Verstand abgetrenntes Etwas. Nichts im Kopf, aber ein wun-

dervoller Körper. Gott sei Dank hatte Dad es bei seinen Äußerungen belassen. Manchmal, in der Nacht, fragte LuAnn sich, ob ihr Vater sie je begehrt hatte und ob es ihm nur an Mut oder Gelegenheit gefehlt hatte, die eigene Tochter zu mißbrauchen. Jedenfalls hatte er sie manchmal sehr sonderbar angeschaut. Bei seltenen Gelegenheiten wagte LuAnn sich in die tiefsten Abgründe ihres Unterbewußtseins und der Erinnerungen – und spürte einen plötzlichen Stich, wie von einer Nadel. Denn irgendwelche zusammenhanglosen Erinnerungsfetzen führten sie zu der Frage, ob sich ihrem Vater vielleicht doch die Gelegenheit geboten hatte. Wenn LuAnn an diesen Punkt gelangte, fing sie stets zu zittern an und sagte sich, daß es nicht richtig sei, Schlechtes über Tote zu denken.

Sie musterte den Inhalt des kleinen Wandschranks. Eigentlich besaß sie nur ein einziges Kleid, das für ihre Verabredung geeignet war. Es war marineblau, hatte kurze Ärmel und weiße Paspelierung um Kragen und Saum. Sie erinnerte sich an den Tag, als sie das Kleid gekauft hatte. Ein voller Lohnscheck war dafür draufgegangen. *Die ganzen fünfundsechzig Dollar.* Das war vor zwei Jahren gewesen, und LuAnn hatte diese wahnwitzige Extravaganz nie wiederholt. Tatsächlich war es das letzte Kleid, das sie sich gekauft hatte. Inzwischen war es da und dort ein wenig ausgefranst, doch sie hatte den Schaden mit Nadel und Faden geschickt beseitigt. Um ihren langen Hals lag eine kurze Kette mit falschen Perlen, das Geschenk eines einstigen Verehrers.

Gestern abend hatte LuAnn mühsam alle abgestoßenen Stellen ihres einzigen Paares hochhackiger Schuhe nachgefärbt. Sie waren dunkelbraun und paßten nicht zum Kleid, doch LuAnn besaß nichts Besseres. Heute konnte sie ja nicht mit den Sandalen oder den Leinenschuhen gehen. Allerdings würde sie die Leinenschuhe tragen, wenn sie die eine Meile bis zur Bushaltestelle lief. Heute würde der Aufbruch zu etwas Neuem stattfinden – zumindest zu etwas anderem. Wer konnte sagen, ob dieser Aufbruch nicht in eine bessere Zu-

kunft führte, irgendwohin. Vielleicht brachte er sie und Lisa von hier weg, fort von den Duanes dieser Welt.

LuAnn holte tief Luft, öffnete das Reißverschlußfach ihrer Handtasche und faltete sorgfältig einen Zettel auseinander. Sie hatte die Adresse und andere Informationen notiert, welche der Anrufer ihr gegeben hatte, der sich Jackson nannte. Beinahe hätte LuAnn das Gespräch gar nicht entgegengenommen, weil sie gerade von Mitternacht bis sieben Uhr früh als Kellnerin in der Fernfahrerkeipe *Number One* geschuftet hatte.

Als der Anruf kam, hatte LuAnn mit fest geschlossenen Augen auf dem Fußboden in der Küche gesessen und Lisa gestillt. Das kleine Mädchen bekam Zähne, und LuAnns Brustwarzen brannten wie Feuer, doch die Babynahrung war zu teuer, und sie hatten keine Milch im Haus. Im ersten Augenblick hatte LuAnn gar keine Lust gehabt, ans Telefon zu gehen. Bei ihrem Job in der vielbesuchten Fernfahrerkeipe an der Interstate war sie pausenlos auf den Beinen, während Lisa sicher unter der Theke in ihrer Babytasche steckte. Zum Glück konnte die Kleine schon die Flasche halten, und der Geschäftsführer des *Number One* mochte LuAnn gern genug, daß dieses Arrangement ihren Job nicht gefährdete.

Sie bekamen nicht viele Anrufe. Hauptsächlich erkundigten sich Duanes Kumpel, ob er Lust hätte, sie auf einer Sauf-tour zu begleiten oder ein paar Autos auszuschlachten, die auf der Schnellstraße liegengeblieben waren. Die Kerle nannten es ihr »Sauf-und-Fick-Geld«, und oft sagten sie es LuAnn direkt ins Gesicht. Aber so früh riefen Duanes Kumpel nicht an. Um sieben Uhr morgens lagen diese Kerle nach dem nächtlichen Besäufnis erst seit drei Stunden im Tiefschlaf.

Aus irgendeinem Grund hatte LuAnn nach dem dritten Klingeln die Hand ausgestreckt und den Hörer abgenommen. Die Stimme des Mannes klang kühl und geschäftsmäßig. Er hatte geklungen, als würde er von einem Manuskript ablesen, und trotz ihrer Schläfrigkeit hatte LuAnn das

Gefühl, daß er ihr etwas verkaufen wollte. Was für ein Witz. Keine Kreditkarten, kein Girokonto, nur das bißchen Bargeld in einer Plastiktüte im Korb für Lisas schmutzige Windeln. Es war der einzige Platz, an dem Duane nie suchen würde. Nur zu, Mister, versuchen Sie mal, mir was anzudrehen! Kreditkartennummer? Moment, ich denke mir schnell eine aus. VISA? Mastercard? Amex? Platin. Die habe ich alle – jedenfalls in meinen Träumen.

Doch der Mann hatte ihren Namen gekannt. Und dann hatte er von ihrem Job gesprochen. Er wollte ihr nichts verkaufen, er bot ihr einen Job an.

Wie er an ihre Telefonnummer gekommen sei, hatte LuAnn ihn gefragt. Diese Information sei mühelos zugänglich, hatte der Mann geantwortet – so überzeugend, daß LuAnn ihm auf Anhieb geglaubt hatte. Aber ich habe schon einen Job, hatte sie ihm gesagt. Der Mann hatte gefragt, wieviel sie verdiene. Anfangs wollte LuAnn die Frage nicht beantworten, dann aber schlug sie die Augen auf, während Lisa zufrieden nuckelte, und sagte es ihm. Sie wußte selbst nicht warum. Später redete sie sich ein, sie hätte vorausgeahnt, was kommen würde.

Denn da hatte der Mann die Bezahlung erwähnt.

Hundert Dollar pro Wochentag, zwei Wochen garantiert. Rasch hatte LuAnn die Summe im Kopf ausgerechnet. Das waren tausend Dollar und die reelle Chance, noch mehr Arbeit zu den gleichen Bedingungen zu bekommen. Und es waren nicht einmal ganze Tage. Der Mann hatte von vier Stunden pro Tag gesprochen. LuAnn könnte ihren Job in der Truckerkneipe also weiterführen wie gehabt. Fünfundzwanzig Dollar die Stunde bot ihr der Mann. LuAnn kannte niemanden, der soviel Geld verdiente. Mein Gott – in einem Jahr machte das fünfundzwanzigtausend Dollar! Und dabei würde sie nur halbtags arbeiten. Das entsprach fünfzigtausend Dollar jährlich im Vollzeitjob. Nur Ärzte und Anwälte und Filmstars verdienten eine so unvorstellbare Summe, nicht

aber eine ledige Mutter ohne Schulabschluß, die sich mit einem versoffenen Typen namens Duane hoffnungslos in den Krallen der Armut befand. Wie als Antwort auf ihre un-  
ausgesprochenen Gedanken rührte sich Duane und starrte LuAnn aus blutunterlaufenen Augen an.

»Wo, zum Teufel, willst du hin?« Duane sprach mit dem gedehnten Akzent der Gegend. LuAnn hatte das Gefühl, als hätte sie die gleichen Worte und den gleichen Tonfall ihr Leben lang von allen möglichen Männern gehört. Als Antwort nahm sie eine leere Bierdose von der Kommode.

»Na, noch 'n Bier, Liebling?« Sie lächelte scheu und zog die Brauen hoch. Jede Silbe kam verführerisch über ihre vollen Lippen. LuAnn erzielte die erwünschte Wirkung. Duane stöhnte beim Anblick seiner Malz-und-Hopfen-Gottheit in der Blechrüstung und überließ sich den Schmerzen des heranrückenden Katers. Obwohl er häufig auf Sauftour ging, konnte er Alkohol schlecht vertragen. In der nächsten Minute war er wieder eingeschlafen.

Abrupt verschwand das Baby-Doll-Lächeln von LuAnns Gesicht. Sie las noch einmal den Zettel. Der Mann hatte gesagt, LuAnns Aufgabe bestehe darin, neue Produkte auszuprobieren, sich Werbespots anzuhören und ihre Meinung dazu abzugeben. Eine Art Marktforschung. »Demographische Analyse« hatte der Mann es genannt, was immer das bedeuten mochte. So etwas würde überall gemacht, hatte er gesagt. Es hinge mit den Preisen für die Werbung zusammen, bei Werbespots im Fernsehen und so was. Hundert Dollar pro Tag, um ihre Meinung zu sagen. Das tat LuAnn fast jede Minute ihres Lebens kostenlos.

Dieses Angebot ist zu schön, als daß nicht irgendein Haken daran wäre, hatte sie sich seit dem Anruf immer wieder gesagt. Sie war keineswegs so dumm, wie ihr Vater geglaubt hatte. Im Gegenteil – hinter dem hübschen Gesicht steckte eine weitaus höhere Intelligenz, als der verstorbene Benny Tyler sich je hätte träumen lassen, und diese Intelligenz war

mit einer gewissen Cleverneß, ja, Gerissenheit gekoppelt. Nur so hatte LuAnn all die Jahre überleben können. Doch nur selten machte ein Mann sich die Mühe, mehr als ihr hübsches Äußeres zu ergründen. Oft träumte LuAnn von einem Leben, in dem Titten und Hintern nicht das Erste, Letzte und Einzige waren, das die Leute bei ihr sahen und worüber sie Bemerkungen machten.

Sie schaute zu Lisa. Die Kleine war jetzt wach. Ihre Blicke huschten im Zimmer umher, bis die Augen sich strahlend auf das Gesicht der Mutter hefteten. LuAnn lächelte ihre kleine Tochter an. Nur Mut, sagte sie sich. Schlimmer als das Leben, das sie und Lisa jetzt führten, konnte es nicht kommen. Normalerweise behielt sie einen Job ein paar Monate oder – wenn sie großes Glück hatte – ein halbes Jahr. Dann kam die Entlassung mit dem Versprechen, sie wieder einzustellen, sobald bessere Zeiten kamen, was aber anscheinend nie der Fall war.

Ohne Abschlußzeugnis der High School wurde LuAnn auf Anhieb als hübsch, aber doof eingestuft. Sie fand, daß sie dieses Etikett vollkommen verdiente, da sie schon so lange mit Duane zusammenlebte. Doch er war Lisas Vater, auch wenn er nicht die Absicht hatte, LuAnn zu heiraten. Sie hatte ihn auch nicht dazu gedrängt. Sie war, weiß Gott, nicht scharf darauf, Duanes Familiennamen anzunehmen oder das Mannkind, das dazu gehörte.

Obgleich LuAnn keineswegs in der Geborgenheit einer glücklichen, liebevollen Familie aufgewachsen war, war sie fest davon überzeugt, daß die Familieneinheit unabdingbar für das Wohlergehen eines Kindes war. Sie hatte alle Illustrierten gelesen und sich unzählige Talkshows angeschaut, die sich mit diesem Thema befaßt hatten. Lisa sollte – und würde – es besser als ihre Mutter haben. LuAnn hatte ihr Leben diesem Ziel gewidmet, auch wenn sie in Rikersville, wo sich auf jeden miesen Job mindestens zwanzig Leute meldeten, die meiste Zeit nur knapp über dem Sozialhilfesatz

lag. Doch mit tausend Dollar würde sie vielleicht selbst ein besseres Leben finden. Eine Busfahrkarte nach irgendwo. Ein bißchen Geld, von dem sie leben konnte, bis sie einen Job fand. Es könnte der Notgroschen sein, den sie sich all die Jahre so sehnlichst gewünscht hatte, ohne jemals in der Lage gewesen zu sein, ihn anzusparen.

Rikersville lag im Sterben. Der Wohnwagen war Duanes heimliches Grabmal. Ehe die Erde ihn verschluckte, würde es ihm nie besser gehen als jetzt, wahrscheinlich sogar viel schlechter. Dieser Wohnwagen könnte auch meine Gruft werden, dachte LuAnn. Nein, nicht nach diesem Anruf! Nicht, wenn sie diesen Termin einhielt.

Sie faltete den Zettel zusammen und steckte ihn zurück in die Handtasche. In einer kleinen Schachtel in einer Schublade fand sie genug Kleingeld für die Busfahrkarte. Sie strich sich noch einmal übers Haar, knöpfte das Kleid zu, nahm Lisa auf den Arm und verließ leise den Wohnwagen – und Duane.